

www.e-rara.ch

Aus bescheidenen Verhältnissen

Ladenburg, P. von

Bern, 1873

Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM

Shelf Mark: KE LAD P 1873

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-15859>

[Neuntes Kapitel.] Enttäuschungen.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

in den Jahren, wo die Schule das Uebergewicht über das Haus hat, das Verhalten der Lehrer auf den Charakter der Kinder wirkt, und wie sehr ungerechte Behandlung von ihrer Seite auch in fähigen und fleißigen Kindern zu früh den Wunsch entstehen läßt, der Schule den Rücken zu kehren.

So ging es wenigstens auch Martha. Die Parteilichkeit jenes Lehrers, welcher bei seinen Zeugnissen das Inventar der Küchenvorräthe zu Grund legte, und die Lieblosigkeit der zuletzt genannten Lehrerin machten ihr die Schule schließlich zum Ueberdruß, und wie froh war sie, als die Zeit ihres Austritts nahte!

Schaffe man obligatorischen Volksschulunterricht, verlange man ein Minimum von Schulbildung, erhöhe man die Lehrerbefoldungen den jetzigen Verhältnissen entsprechend; aber bilde man dann auch Lehrer, die in der Schule wirklich nicht das Ihre suchen, sondern das, was der ihnen anvertrauten Kinder ist!

Enttäuschungen.

Frau Helb kannte keine doppelte Buchführung, aber sie wußte doch ungefähr, wie ihr Vermögen stand. Einen Theil ihrer Ersparnisse hatte sie der

„Wechslerbank“ anvertraut, für einen andern Theil hatte ihr Herr Sommer Eisenbahn-Obligationen aufgeschwatzt, und der dritte Theil bestand im Inventar des Ladens. Der wollte nicht mehr rechten Umsatz bringen, und oft lag ihr der Gedanke nahe, das Geschäft aufzugeben und sich mit den Zinsen ihrer Ersparnisse und dem Ertrag ihrer Handarbeit zu begnügen.

Die Charakterverschiedenheit Gottliebs und seines Freundes Jakob Simmler kam auch darin zum Vorschein, daß letzterer gierig nach jeder politischen Zeitung griff, die ihm in Sicht kam; Gottlieb mochte während seiner ganzen Jugendzeit kein Blatt derart in die Hand nehmen. — Er interessirte sich nicht im mindesten für derartige Nachrichten.

Einst war Jakob wieder auf Besuch. Wie es muthwillige Knaben etwa thun, begann er in Anwesenheit der Frau Helb zu lesen: Tagblatt vom 15. Januar 1852: „Wir haben unsern Lesern eine ernste Nachricht mitzutheilen. Die Wechslerbank, die unter so schönen Auspicien begann, hat sich zahlungsunfähig erklärt.“

Erschrocken fuhr Frau Helb auf und riß dem Knaben das Blatt aus der Hand. Aber richtig, so stand es. Es wurde ihr grün und gelb vor den Augen, und eine Zeit lang war sie sprachlos vor Schreck und Entsetzen. Also die Frucht jahrelanger

Arbeit und Mühe — war verloren. Endlich stand sie auf, hielt sich krampfhaft an der Tischkante und rief weinend: O Gott, o Gott, was muß ich arme Frau nun anfangen! Alles dahin! Die Strolche, die Schwindler! Und Herr Sommer konnte mich überreden, meine Ersparnisse einem „solchen Spitzbubeninstitut anzuvertrauen!“ So redete sie sich je länger je mehr in den Zorn hinein, und in der Aufregung wollte sie hinunter zu Herrn Sommer gehen und ihm die Fäuste unter die Nase halten; denn sie dachte im ersten Augenblick nicht daran, daß er so gut betrogen sei wie sie. Jakob hatte sich in aller Stille davon geschlichen, und Gottlieb wußte gar nicht, was er sagen sollte; denn er war sich bei seinem gänzlichen Mangel an Vertraulichkeit mit Zeitungsnachrichten noch kaum der Tragweite dieses Vorkommnisses bewußt. Frau Helb kam aber nicht mehr zu ihrem Hausherrn und Vogt herunter, sondern — ins Bett. Die Magenkrämpfe, welche sie gewöhnlich nach starkem Verdruß überfielen, hatten sich wieder eingestellt, und Gottlieb bekam genug zu thun, der leidenden Mutter ins Bett zu helfen. Die nächsten Tage waren wenig dazu angethan Besserung zu bringen; denn der Geselle des Herrn Sommer brachte eine unerwartete Aufregung ins Haus. Im obern Stock verlief Alles im ruhigen Geleise; der Cantor orgelte den ganzen lieben

langen Tag und war glücklich mit seinen Vögeln und Blumen. — Zum Zeitvertreib machte er sich auch einmal den Spaß, einige Spazien einzufangen und sie nachher mit einer Art Feldmarschallshüten, die er in Bereitschaft gehabt und auf besondere Weise auf den Häuptern der gefiederten Wegelagerer befestigt hatte, wieder fliegen zu lassen. Das war ein Gaudium, als der benachbarte Apotheker die gekrönten Häupter dahersfliegen sah und nicht wußte, was er aus der ganzen Erscheinung machen sollte.

Weniger friedlich sah es im untern Stockwerk aus. — Natürlich war Herr Sommer durch die Zahlungseinstellung der Wechselbank auch höchst empfindlich berührt; allein er stand finanziell so, daß er es schließlich verschmerzen konnte, und wir müssen es zu seiner Ehre sagen, daß ihm der Verlust der Frau Helb, die er so unbesonnen in diese Verlegenheit gebracht hatte, gewissermassen nahe ging. Er war daher in diesen Tagen nicht sonderlich gut gelaunt, und der neue Geselle Felix, den er vor einigen Tagen eingestellt hatte, trug wenig dazu bei, seine gute Laune wieder herzustellen. Derselbe verstand sein Handwerk, hatte auch Fleiß vor den Augen des Meisters; aber der Mensch trug sich mit ganz absonderlichen Ideen und war ein unersättlicher Bücherwurm. In letzter Zeit hatte er sich nun so weit auf die Wissenschaft verlegt, daß er immer gleich-

zeitig Böhme's Aurora und Feuerbach's Gedanken über Gott und Unsterblichkeit an einem Orte hatte, den die Schickslichkeit zu bezeichnen verbietet. So lange Herr Sommer anwesend war, blieben die beiden so grundverschiedenen Autoren Beilschen, die im Verborgenen blühen; ging aber der Meister fort, so wurde das eine oder das andere hervorgeholt und zu Rathe gezogen; nahen die Tritte des Meisters wieder, so wußte Felix mit einem ganz unnachahmlichen Schwung sich wieder auf die Bücher zu setzen, und Abends wanderten sie in seinen Koffer. Des Sonntags aber gieng er in die Kirche und las in der Bibel; denn die Meistersleute sahen gerne, und er hatte das „Nicht mit Dienst vor Augen als den Menschen zu gefallen“ noch nicht gelernt. Felix hatte keinen Freund, er brütete über den Errungenschaften seiner Lektüre; aber der arme Mensch verdaute nicht die Hälfte von dem, was er las, und das Resultat seiner verstohlenen geistigen Anstrengungen ließ sich in die Worte zusammenfassen: „Mir wird von all dem Zeug so dumm, als gieng mir ein Mühlrad im Kopf herum.“

Eines Tages hatte sich ein Kunde eingestellt, der unlängst aus Süd-Amerika zurückgekehrt war und dort sich einen Namen als Arzt und Naturforscher erworben hatte. Der Ruf kam ihn aber theuer zu stehen; denn der Mann hatte nicht genug

innern Grund und Halt, um nicht über den scheinbaren Ergebnissen seiner Forschungen an dem Ewigen irre zu werden. Er kam als vollendeter Freigeist nach Europa zurück und suchte mitleidig die Achseln über das dumme Volk, das noch an die sogenannten Ammenmärchen glaubte.

Der kam in Abwesenheit des Herrn Sommer in dessen Schneiderwerkstatt sich ein Paar Beinkleider anmessen zu lassen.

Es rückte gegen Mittag. Während Felix seiner Aufgabe oblag, betete Gottlieb Helt oben sein Tischgebet. Das geschah gewöhnlich, nicht aus Ostentation, aber aus Unbedachtsamkeit bei offener Thüre, und Gottlieb hatte seit jenem unseligen Ruhme des Religionslehrers einen besonders gesalbten Ton angenommen.

„Was wohnen denn für Pietisten da oben?“

„Ich kenne nur den Knaben. Es ist sonst ein munterer Junge, und im Haus hat man ihn gerne.“

„So, und der wird auch noch zur Heuchelei erzogen und muß zu einem Gott beten, der nirgends vorhanden ist.“

„Gott ist überall, mein Herr; er wohnt in allen Menschen, in allen Thieren, in allen Steinen, in jedem Grashalm.“

„Nun ja, wenn Sie so wollen. Nur rede man

nicht von einem Gott, der über den Sternen wohnt, von einem Vater im Himmel."

"„Herr, Sie sind ganz der Ausdruck von meinem Eindruck!""

"Es gibt gar kein oben und unten!" eiferte der Herr Doktor weiter; „in unserer Zeit sollte man so verständig sein dieß einzusehen."

"„O freilich, mich entzückt diese Einsicht mehr als eine zinnerne Platte."" meinte Felix wieder.

"In der That? Nun, Sie leisten mir wirklich den Beweis, daß die hehre Bildung auch in den untern Schichten des Volkes Eingang findet!"

"„Wir Moderäthe wünschen indeß nicht zu den untern Schichten des Volkes gezählt zu werden, Herr Doktor!"" erwiderte Felix, bei dem die „untern Schichten“ einen faulen Fleck getroffen hatten.

"Nun, geben Sie sich nur zufrieden, es war nicht so böse gemeint. Ich empfehle mich Ihnen, Herr Moderath."

Mit diesen Worten ging der Doktor von dannen; der „Moderath“ beschäftigte seinen Geist aber noch dermaßen, daß er den obersten Tritt der Treppe übersah und mehr die Treppe hinunterstürzte als lief.

Felix hörte das Gepolter und eilte schnell hinaus, um nach dessen Ursache zu sehen.

"Sind Sie die Treppe hinunter gefallen, Herr Doktor? —

„Dieser aber, der noch im Dunkel der Hausflur nach seinem Hut suchte, welcher ihm dienstfertig vorgeeilt war, rief von unten herauf: Ei freilich, die alberne Treppe!““

„Nu werden Sie erst recht froh sein, daß es kein ob und unten mehr gibt; es kann Ihnen wenigstens jetzt nicht weh thun?“

„Tölpel!“ brummte der Doktor zwischen den Zähnen; der „albernen Treppe“, die sogar einen Arzt und Naturforscher eine Dummheit begehen ließ, hätte ers verziehen; aber die Bosheit des Schneidergesellen war doch unverzeihlich.

Da er nun Niemanden hatte, an dem er seine Wuth auslassen konnte, so hieb er mit seinem Spazierstock auf das Straßenpflaster, daß die Funken sprühten und hinkend gelangte er heim. Je mehr er aber über den Schneidergesellen nachdachte, desto interessanter kam ihm der Mensch vor und allmählig gewann er die Ueberzeugung, daß eigentlich an Felix die Wissenschaft ihre Triumphe feiern und zeigen könnte, wie weit sie einen Menschen ohne Glauben an Gott zu bringen vermag. Daß der an einem unverdauten Pantheismus laborirte, war dem Doktor schon klar. Sein Entschluß war bald gefaßt.

Er verfügte sich nun sehr oft ins Haus zum Distelfink, erkundigte sich nach seinen Kleidern, bevor sie nur angefangen waren und wenn Herr Sommer

nicht da war, so ließ er sich mit Felix in naturphilosophische Gespräche ein. Das war Wasser auf dessen Mühle; er verdaute zwar auch die gelehrten Auseinandersetzungen des Herrn Doktors nicht; aber er fühlte sich doch durch dieselben außerordentlich geschmeichelt.

Eben so glücklich war der eitle Doktor, der sich nach einiger Zeit am Ziel seiner Wünsche glaubte und den unglücklichen Gesellen vollends von seinem Gott los gemacht hatte.

Felix hatte noch gebetet, als er den Doktor kennen lernte; jetzt unterließ er es ganz. Er fühlte sich freier als je; denn keine Sünde konnte ihm mehr sündig erscheinen; für keine konnte er verantwortlich und zurechnungsfähig erklärt werden; was er that, das mußte er thun. Er war vom Gesetz frei und der Sünde Knecht geworden. Seine Freiheit war die Freiheit der innern Leere.

Doch war eine Stimme nicht ganz zum Schweigen zu bringen. „Und wenn es nun doch anders wäre? — Und wenn es nun doch ein Leben nach dem Tode gäbe? — Und wenn es doch ein Gericht gäbe? —

Aber diese Grillen mußten verschluckt werden. Diese Freiheit, ungehemmt sündigen zu können, schien zu schön. Felix ließ des Herzens Neigungen und Gelüsten, die bis dahin noch durch einen Rest

von Sclien darniedergehalten waren, freien Lauf und zog die praktische Consequenz seines Unglaubens — in Kammern der Unzucht.

So war es nun freilich bei dem Doctor nicht. Der fand für seinen reichen Geist auch reichliche Nahrung in Kunst, Musik und Literatur; der hatte eine gewisse Befriedigung in den Ehren und Auszeichnungen, welche ihm von Seiten seiner Mitbürger zu Theil wurden und dachte von ferne nicht daran, daß Genossen seines Unglaubens dessen Consequenzen ziehen könnten in Stillung sinnlicher Begierden; denn er kannte das Menschenherz, er kannte die Sünde nicht. —

Es war ein wunderschöner Sommerabend. In goldener Pracht war die Sonne untergegangen; der Vögel Abendlied war verklungen, die Rosen des Cantors erquickten noch manches lüsterne Niechorgan; Gottlieb Helb kam von einem Ausflug zurück; er hatte den ältern Sohn des Herrn Sommer in die Fremde begleitet, wie es, als das Nivelirungssystem des Eisenbahnlebens noch nicht herrschte, noch im Brauch war; noch athmete er im Garten des Herrn Sommer den frischen Abenddust; dann ging er reich erquickt und gestärkt zur Ruhe. — So hielt man es auch oben und unten im Hause. Man blieb nicht in alle Nacht auf, entledigte sich der nöthigen Hausgeschäfte so rasch wie möglich oder gähnte, schwagte,

orgelte oder las die Zeit todt und ließ sich nachher die Ruhe gerne schmecken; denn man legte überall viel Werth auf den Schlaf vor Mitternacht. So lag die ganze Bewohnerschaft des Distelfinks in süßer Ruhe; nur Frau Helb seufzte noch auf ihrem Lager und Felix war noch nicht zu Hause. In der Zeit seiner größten Lesewuth war er auf alchimystische Studien verfallen und seit ihm der Doktor den Kopf gewaschen hatte, war er einer Gesellschaft von Spiritisten in die Hände gerathen, welche in jenem Verkehr mit der Geisterwelt, den das Volk unter dem Namen des Tischklopfens kennt, Gott versuchte.

Es schlug eben elf Uhr, als Felix heimkam. Er wußte stets ins Haus zu kommen, auch ohne die schwere Vollmacht des Hauschlüssels. Das offene Fenster eines Holzbehälters ging nach einem Seitengäßchen hinaus; die Thüre dieses Behälters wurde nie verschlossen, da die Hausbewohner einander unbedingtes Vertrauen schenkten; von hier aus fand er leicht den Weg zum Fenster des Gesellenzimmers, das er stets öffnete, bevor er ausging. So kam er auch dießmal ins Haus, befand sich aber in ungewöhnlicher Aufregung; denn erstens hatte ihm einer der Klopfgeister eine höchst orakelmäßige Antwort gegeben und zum andern hatte er auch etwas zu viel Geist in seinen inwendigen Menschen eingeführt; genug, es war ihm nicht bloß in der weiten Haut zu eng,

sondern auch im engen Gefellenstübchen; irgend etwas mußte noch gehen; so rannte er spornstreichs noch beide Treppen hinauf, bis er vor dem Zimmer des Cantors stand. — Der schlief in süßer Ruhe. Er war fast den ganzen Tag im Freien, unter seinen Vögeln und Blumen gewesen und nun schlief er noch einmal so gut. Die weiße Zipselmütze hatte er weit über die Ohren gezogen trotz des Hochsommers, ob er Ohrenreißer fürchtete oder etwa aufsteigenden guten Gedanken einen sichern Vergungsort bereiten wollte, wissen wir nicht.

Plötzlich erdröhnte die Thüre von einem furchtbaren Gepolter.

„Alle guten Geister!“ rief der Cantor und fuhr entsezt aus dem Schlaf.

„Um des Himmels Willen, wo brennts?“ — rief die Cantorin, die zwar nirgends vorsang, sich aber doch treulich mit ihrem Eheherrn in den Titel theilte.

Es war wieder Alles still. Beide legten sich wieder unter die Decke. Dem guten Mann lief der helle Angstschweiß von der Stirne. Der Schlaf war gewichen.

Ein zweiter Schlag erfolgte. „„So machen Sie doch auf! Sehen Sie denn nicht, wie die Sterne vom Himmel fallen?““

Jetzt war dem Cantor die Sache doch außer'm Spaß. „Hilf Himmel, ein Verrückter ist vor der Thür! Komm Lina hilf mir.“

Eiligt sprangen beide aus dem Bette und brachten durch fast übermenschliche Anstrengung zur Sicherung der ohnehin verrammelten Zimmerthür eine hübsche Barrifade zusammen, aus Tischen und Stühlen bestehend.

Ein dritter Schlag. „„So sehen Sie doch, wie die Menschen alle zu Wasser werden. Machen Sie auf!““

Jetzt machte der Cantor endlich auf, aber nicht die Thüre, sondern die Fenster und in die finstere Nacht hinaus schrie er: Zeter Mordio!

Er hatte laut genug geschrieen, um auch die festesten Schläfer ihren Träumen zu entreißen.

Ein wirres Geschrei von Stimmen folgte. Was giebt's? Wo brennts? rief man aus den geöffneten Fenstern hinüber und herüber. Auch Herr Sommer fuhr empor und da er schlaftrunken, wie er war, nur die Frage: „Wo brennts?“ hörte, warf er sich rasch in die Kleider um seiner Pflicht als Feuerwehrmann zu genügen. Von der Nähe des nächtlichen Kobolds hatte er keine Ahnung.

Als er die Hausthüre erreicht hatte, wurde dieselbe plötzlich von außen gesprengt und der oft erwähnte Cyclope des Ulißes mit kollegialischer Begleitung traf ein.

„Wa — wa — was giebt's?“ fragte Herr Sommer betreten.

„„Nun, das sollen Sie ja am besten wissen. Das ist ja ein Mordspektakel in Ihrem Hause!““

„I—i—in meinem Hause?“ fragte Herr Sommer verblüfft.

Aber die Frage wurde bereits durch den Gesellen übertönt, der oben wieder zu poltern anfang.

Die Herren eilten die Treppe hinauf und fanden den verwirrten Gesellen mit beiden Fäusten die unnachgiebige Stubenthür des Cantors hämmern.

„Fe—Fe—Felix, bist Du ein Narr?“ rief Herr Sommer entrüstet und packte den Gesellen unter dem rechten Arm.

„„Was verführt Ihr für einen Spektakel?““ rief oder krächzte der Polizeidiener Hahn, der seinen „Schnauser“ noch nicht wieder gefunden hatte. So bezeichnete er gewöhnlich seinen kurzen Athem.

„„Was habe ich mit Euch zu schaffen?““ rief Felix, „„ich bin, darum muß ich sein, ich muß sein; darum bin ich!““

„„Der Kerl ist verrückt!““ rief Hahn wieder, „„der muß ins Narrenhaus!““

Sprachs und sorgte dafür, daß der ungestüme Mensch geknebelt wurde. Jetzt erwachte erst die ganze Wuth des Menschen. Er schlug um sich nach allen Seiten und als man endlich das Fuhr-

werf herbeigeschafft hatte, in welchem die Tollhäuſler befördert wurden, war ſein erſtes, die Fenster einzuschlagen und auf dem ganzen Weg nach dem Irrenhauſe zu brüllen: „Ich bin kein Narr! Es iſt nicht wahr!“

Wirklich war er vor der Thüre des Cantors nur ein halber Narr geweſen; im Irrenhauſe wurde er nun ein ganzer und Nacht und Finſterniß lagerte ſich um ſeinen Geiſt.

Der Doktor erfuhr die Geſchichte bald genug. Sollte denn ſeine Weiſheit zu nichts dienen, als einen Narren fertig zu bringen? — Doch ja, er brachte einen Artikel zu Papier, des Inhalts: „Schon wieder hat der religiöſe Wahnsinn ein Opfer geſordert. Der Geſelle Felix N., bei Herr Sommer zum Diſtelfink wurde gezwungen, die Predigten des pietiſtiſchen Pfarrers R. zu beſuchen und iſt ob allem Grübeln in der Bibel um ſeinen Verſtand gekommen u. ſ. w. Der dienſtfertige Redacteur hatte noch nie einem Hieb dieſer Art die Aufnahme verſagt.“

„Da ſiehſt Du es jetzt wieder, das hat man von dem ewigen Stundenlaufen“, ſagte des folgenden Tages Frau Fröhlich zu ihrer Tochter Gretchen, die ſeit einiger Zeit zum großen Verdruß der Mutter eine Verſammlung beſuchte. „Es iſt ja ſchon recht, wenn man religiös iſt, aber nur nicht übertrieben!“

Frau Helb sah die Sache anders an; das Krankenlager und der herbe Verlust hatte die Frau ernst gestimmt. „Ach Gott, so weit kommt es, wenn ein Mensch seinen Gott und Heiland verliert. Ja, ja, Gottlieb, sei nur auf der Hut.“

Auf Gottlieb machte die Sache zunächst den Eindruck, daß es ihm im Hause etwas unheimlich wurde. Sonst war er im Stande, in der finstern Nacht auf den Holzboden hinauf zu gehen, ohne sich im mindesten zu fürchten und der Magd der verstorbenen Jungfer Schmork, der Christine, welche einst den Knaben schrecken wollte, indem sie sich in ein Gespenst verkleidete, hatte er das Gespensterlesmachen mit einem gut gezielten Holzseil ein für allemal versalzen. Nun, Christine war nicht mehr zu fürchten; sie war nach dem Tod der Jungfer Schmork „per Ohnebuß“ wie sie schrieb, nach Stuttgart gekommen. Aber Gottlieb fürchtete sich und glaubte überall den wahnsinnigen Gesellen zu treffen.

Ueber diese Furcht und Scheu half ihm seine äußerliche Frömmigkeit um so weniger hinweg, als er praktischer Frömmigkeit um diese Zeit ferner stand als je und weder seinem Gott noch seinen Lehrern noch seiner Mutter gegenüber richtig wandelte.

Frau Helb und ihre Stiefmutter hatten sich sonst ziemlich gut verstanden und abgesehen von viertelstündigen Debatten über ein verwechseltes Handtuch

oder ein zu viel verbranntes Stück Holz lief Alles recht friedlich ab bis zu dem leidigen Sturz der Wechslerbank. Da waren beide Frauen gleich betroffen und so gerne sie sich früher in den Gewinn getheilt hatten, so ungerne theilten sie sich nun in den Verlust. Da gab es oft gereizte Gespräche, welche Frau Willkomm gewöhnlich mit den Worten begann: Jetzt wotti öppis sage, ietz isch halt dem eso! dann gieng das Stück andante, bis Frau Willkomm unter dem Ausruf: die Klügste gibt nach, die Thürflinke ergriff und der Sache ein Ende machte. Nachher bemühte man sich wieder freundlich zu sein; aber keines bat dem andern die harten bösen Worte ab; es ging nicht durch's herzliche Vergeben und die Mißstimmung wuchs.

Hier war nun Gottliebs Operationsfeld. Er liebte Großmutter und Mutter herzlich und der Hausstreit that ihm wehe. Wenn er mit der Großmutter allein war, so bemühte er sich derselben darzulegen, daß die Mutter es doch nicht so böse meine und der Mutter lag er gar sehr an, doch mit der Frau Willkomm etwas freundlicher zu sein. Beide hörten ihm gerne zu und freuten sich, daß er nicht aus der Rolle des Friedensstifters gefallen war.

Er gefiel sich aber so gut in dieser Rolle, daß er sich für einen trefflichen Menschen hielt und der Vervollkommenung nach keiner andern Seite hin zu bedürfen meinte.

Er hatte noch nicht das ganze Gymnasium durchlaufen, als unter die Schüler seiner Klasse ein merkwürdiges Fieber fuhr, der Schule den Rücken zu kehren und in irgend einen Lebensberuf einzutreten. Wer sich groß machen wollte, rühmte sich des baldigen Austritts aus der Schule, und da Gottlieb auch gerne etwas gelten wollte, so fieng er ebenfalls an, in der Schule und daheim von seinem baldigen Austritt zu reden.

Die Mutter machte zwar Anfangs große Augen, als Gottlieb davon anfieng; allein so ganz zuwider war ihr die Sache nicht; denn der Verlust bei der Wechselbank hatte sie zu empfindlich berührt, als daß sie nicht hätte wünschen sollen, bald der Verpflichtung, Schulgeld zu bezahlen, enthoben zu sein.

Für einen eigentlichen Beruf hatte sich Gottlieb noch immer nicht entscheiden können. Früher hatte ihm die Kindesliebe den Wunsch dictirt, Lehrer zu werden, weil er in der Vorstellung lebte, daß nur ein Lehrer im Stande sei, seine bejahrte Mutter zu unterstützen; seit einiger Zeit schwebten ihm die Handelslehrlinge mit der Feder hinter dem Ohr, irgend einem wichtigen Stück Papier in der Hand und der Wichtigthuerei auf dem Gesicht als besonders beneidenswerthe Erscheinungen vor, und ließen in ihm den Wunsch entstehen, sich dem Handel zu widmen. Tiefer oder höher waren die Beweggründe zur Wahl dieses Berufs nicht zu suchen.

Einer Raze hatte er es zu verdanken, daß er seit einiger Zeit die Vergünstigung genoß, unentgeltlichen Privatunterricht im Englischen zu bekommen. Der Nachweis des Zusammenhangs zwischen einer Raze und englischen Sprachstunden würde aber hier zu weit führen. Er bemächtigte sich dieser Sprache wie seiner Zeit der französischen mit einer gewissen Leichtigkeit. Eben war er eines Tages im Begriff, sich wieder zu dem alten Herrn zu verfügen, der mit großer Würde zu unterrichten und mit noch größerer sein Geld zu verspielen verstand, als Frau Willkomm ausrief:

„Nai, wie wird's au mir so gspassig!“ Sie entfärbte sich, und Frau Helb, die seit einigen Tagen wieder auf sein konnte, brachte sie mit Hülfe Gottliebs ins Bett. Dieser blieb zu Hause und wachte einige Stunden am Lager der Großmutter, welche immer sagte, es sei nicht so gefährlich und man sollte keinen Arzt holen. Indeß stöhnte und ächzte sie doch unaufhörlich und brachte schließlich keinen vernünftigen Satz mehr zusammen. Die Worte Gerhards:

Wenn Sinnen und Gedanken
 Bergehn als wie ein Licht,
 Das hin und her thut wanten
 Wenn meine Stimme bricht,
 Alsdann sein sanft und stille
 Herr laß mich schlafen ein.

bezeichnen auf's Genaueste ihren Zustand. — Raum

hatte sie Frau Helb, nachdem sie Gottlieb abgelöst hatte, auf ihr eigenes Geheiß einen Augenblick verlassen, so vernahm sie einen eigenthümlichen Laut, gieng wieder herüber ans Lager der Stiefmutter und rief:

„Um Gotteswillen, Gottlieb, die Großmutter ist todt! Steh wieder auf!“

Mit einem Sprung war Gottlieb wieder aus dem Bette. Die Großmutter todt! — In seinem Leben hatte ihn noch kein Todesfall so nahe berührt. Die Großmutter hatte ihn freilich in mancher Beziehung etwas verzogen und oft in Schutz genommen, wenn er Strafe verdient hatte; nichtsdestoweniger hatte sie einen heilsamen Einfluß auf ihn ausgeübt; denn alle ihre Ermahnungen waren so spürbar aus der Liebe geflossen, daß sie gewöhnlich willige Annahme fanden. So war sie eine Art menschlicher Schutzgeist um Gottlieb her gewesen. — Ueberhaupt vergaß man jetzt Alles, was etwa in ihrem Wesen Kränkendes gelegen hatte, und hätte jetzt so gerne wieder ihre Art, die man stets als eine Unart bezeichnet hatte, ertragen, — hätte sie nur länger gelebt. Wer sie gekannt hatte, betrauerte sie.

Gottlieb wurde eigentlich wüthend, als ihm ein Gymnasiast bei diesem Anlaß in's Ohr raunte: „Gelt, jetzt ist's wieder lustig, jetzt kannst du wieder Bratwürstle essen?“ —

Die Unsitte der Leichenschmause war auch in Zieberg noch zu Hause. Der erste, welchem Gottlieb beizuhelfen, betraf eine Bathin, die eben einfach als „Wasgotte“ bezeichnet wurde, weil der Gemahl „Bettergötti“ war. Sie hatte dem Gottlieb weder kalt noch warm gemacht, und seine Stimmung bei jenem Leichenschmaus kam dem Gefühl jenes jungen Schwaben ziemlich nahe, der einst rief: „Noi, wenn i mei roth West' nid anlege derf, so freut mi die ganz Leich nimmer.“

Aber jetzt, bei der Großmutter, wo sein ganzes Herz in Anspruch genommen war, ihm mit den Bratwürsten zu winken — das war eine Kränkung, wie sie ihm noch nie widerfahren war. Er schluckte die Pille herunter; aber die Augen überliefen ihm dabei.

Auch der Mutter blieb eine ähnliche Kränkung nicht erspart. Der Bettergötti, welcher sich auch eingefunden hatte, meinte nachher beim Leichenschmaus, er sei eigentlich immer gut genug, die Ehre des Hauses zu retten. Frau Helb empfand den Stich um so mehr, als eine Ehrenrettung von dieser Seite als eine sehr zweifelhafte Wohlthat angesehen werden mußte. Zwar zog Jedermann vor dem Bettergötti tief den Hut ab; denn — er hatte viel Geld und das weiß die Welt zu respektiren; im Uebrigen war er Niemand anders als der Vorgänger des Bäcker-

meister Niechi im Käfig, welcher sein Brod in des Teufels Namen in den Ofen geschoben hatte und darüber reich geworden war. Seines Pathenkindes hatte er sich insoweit angenommen, als er den Knaben etwa einmal an einem Sonntag Nachmittag zu sich nahm und — in der Kunst des Kartenspiels unterrichtete. So glaubte er ein Doppeltes erreicht, erstens seiner Pathenpflicht genügt und andererseits seine Langeweile vertrieben zu haben. Vergaß er sich je so weit, den Knaben zum Mittagessen einzuladen, so konnte Gottlieb sicher sein, mit einigen Anstandsregeln traktirt zu werden. „Gottlieb“, rief die Basgotte, „du mußt nicht immer drauf los essen, du mußt auch ein wenig die Wände anschauen! Gottlieb, nimm den Löffel anders in die Hand! Gottlieb, nimm den Teller sauber zusammen!“ Das Meisterstück hatte der Bettergötti geleistet, als er Gottlieb einst an ein Schießet mitnahm. Es war ziemlich weit, und um sich finanziell nicht allzusehr anstrengen zu müssen, hatte der Bettergötti ein Schoppengütterlein und zwei Kreuzerbrödchen mitgenommen, und wohlgeborgen trug er das corpus delicti seiner Sparsamkeit in den Taschen seines „Schwalbenschwanzes“. So nannte man in Zieberg die Fräcke. Stolz eilte er an der Festwirthschaft vorüber, und endlich glaubte er in einer Hütte, wo leere Tische und Bänke standen, einen sichern Ort

gefunden zu haben, wo er seine tragbare Wirthschaft aufpflanzen konnte. Man bekam zwar hier vom Schießen wenig zu sehen, aber das Knattern der Schüsse ließ sich wenigstens vernehmen und das war ja interessant genug. Plötzlich wurde es aber noch interessanter. Der Vettergötti hatte kaum sein Schoppengütterlein ausgepackt und auf den leeren Tisch gestellt, als ein Schuß um den andern die Hütte erreichte. „Alle Teufel“, rief der wohlwollende Mann, „da ist's nicht sicher!“ und eben wollte er sein Schoppengütterlein wieder einpacken, als das Denkmal seiner häuslichen Weisheit in Scherben geschossen ward. Jetzt fuhr ihm doch der Schreck dermaßen in die Glieder, daß er die beiden Kreuzerbrödchen zum Besten eines hungrigen Hundes liegen ließ und mit Gottlieb so schnell als möglich Reißaus nahm. Wer bürgte ihm dafür, daß nicht auch ihn das Schicksal seines Schoppengütterleins erreichte! Durch Gottes gnädige Bewahrung kamen sie beide unverletzt davon, und das erste Wort, welches der Vettergötti sagte, als er in Sicherheit und wieder bei Athem war, hieß: „Daß du deiner Mutter nichts davon sagst, hörst du?“

„„Das kann ich Euch nicht versprechen, Vettergötti.““

„Sonst darfst du nie mehr mit mir gehen!“

„„O, das hat nichts zu sagen!““ erwiderte Gottlieb, welcher auf den Genuß willig verzichtete.

Das war also der Mann, welcher glaubte, die Ehre des Hauses retten zu müssen.

Eine Schwester desselben, unter dem Namen „Bäs Bull“ bekannt, zog bald nach dem Tode der Frau Willkomm hinüber zu Frau Helb und setzte die kleine Armee im Distelfink wieder auf den Kriegsfuß; denn eine dritte Person mußte Frau Helb um sich haben, um hie und da einmal ihrer wenig rothigen Laune Lust zu machen. Ihrem Knaben gegenüber, den sie über alles liebte, hatte sie diese Charaktereigenthümlichkeit nie hervorgekehrt; Bäs Bull war aber die geeignetste Person, um hie und da noch eine Extravorstellung zu veranlassen.

Behtes Kapitel.

Hinaus ins Leben.

Wie glücklich war Gottlieb, als ihm seine Mutter eines Morgens eröffnete, daß bei Herrn Schulze eine Lehrlingsstelle offen sei und daß er da eintreten könne, wenn er Lust habe, sie habe schon mit Herrn Schulze geredet.

„Heideldum!“ rief Gottlieb seelenvergnügt und der Himmel hieng ihm voller Baßgeigen.

Es war damals noch weniger schwierig als jetzt den Austritt aus der Schule zu bewirken, bevor die